

Gerald Mackenthun, Berlin/Weimar 1995

**Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* (1794-1796),
gelesen als Bildungsroman**

Ins Internet gestellt im Januar 2012

home(at)psychondo.de

1782 bis 1785 schrieb Goethe an „Wilhelm Meisters theatralische Sendung“, einem Entwicklungs-, Reise- und Abenteuerroman. Der Nachfolgerroman „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ entstand zwölf Jahre später, 1794 bis 1796. Er ist der *Bildungsroman* schlechthin. Im Mittelpunkt steht die Entwicklung einer Person. Das Thema des Romans könnte in die Frage gekleidet werden: Was sind die besten Bildungsmöglichkeiten, die sich dem Bürger eröffnen?

Wilhelm gehört zum aufstrebenden Bürgertum, er ist durchaus nicht arm. Er entwickelt seinen Lebensentwurf als Gegenentwurf zum bürgerlichen Leben, das so dargestellt wird: begrenzt, sparsam, nüchtern, nützlich auf nur *einem* Gebiet. Dem steht entgegen der Entwurf Wilhelms, der die schönen und geistigen Seiten des Lebens schätzt, er ist leidenschaftlich und gefühlvoll und sucht die umfassende Ausbildung seiner Person. Goethe nannte ihn innerlich „Wilhelm Schüler“, „der, ich weiß nicht wie, den Namen 'Meister' erwischt hat“.

Zur Entwicklung des Helden gehören unabdingbar seine Charaktereigenschaften und sein Ziel; ohne diese wäre der Roman als Bildungsroman hinfällig. Wilhelm fühlt sich unter anderem deswegen zum Theater hingezogen, weil er sich „ganz“ und nicht einseitig („nützlich“) ausbilden will. Zu den charakterlichen Eigenschaften des Romanhelden gehören Hingabefähigkeit (nicht nur dem Theater, auch den Frauen gegenüber, dem Leben überhaupt), Interesse an Menschen, Vorurteilslosigkeit, Sinnlichkeit und Offenheit für neue Erfahrungen. Im Theater hofft er das alles zu finden (Goethe verarbeitet hier seine Erfahrungen mit dem Theater). Zu Goethes Zeit galt das Theater offenbar als moralische Anstalt, als ein Medium der Bildung und Verbesserung des Menschen. Weitere Erziehungspersönlichkeiten gesellen sich hinzu: Goethe sieht die frömmelnde „Schöne Seele“ (Erzieherin der Geschwister Lothario, Natalie und Friedrich) durchaus positiv, vielleicht weil der Pietismus Gewissenserforschung betrieb. Der war eine antiautoritäre Richtung im Religiösen, erscheint uns heute aber sehr subjektivistisch, weltabgewandt, körperfeindlich, antiemanzipatorisch und etwas masochistisch. Wesentlich im Roman sind die geheimen Gesellschaften, in diesem Fall die Pietisten (Herrnhuter) und der „Turm“, die ebenfalls erziehend einwirken.

Viele der Bildungsmöglichkeiten waren damals dem Adel vorbehalten, der Roman ist zunächst einmal eine Auseinandersetzung des Bürgertums mit dem Adel. Zu Beginn des Buches erscheint der Adel als Vorbild, weil dieser mußefähig und schöngeistig sei.

Es erfolgt schrittweise die Desillusionierung, zunächst des Theaters, dann des Adels. Im Verlaufe des Romans entscheidet Wilhelm sich nach einem kaufmännischen Intermezzo noch einmal für das Theater, erkennt aber schließlich, daß das *Theater* nicht der Ort der Bildung ist. Die Schauspieler betreiben ihr Geschäft ohne Nachdenken, kritisiert er. Jeder wolle der Erste sein, zusam-

men brächten sie nichts zustande, die Schauspieltruppe sei ein schlampiger, unruhiger, unerzogener, mißtrauischer, heimtückischer, empfindlicher Haufen.

Nicht ganz so direkt wird der *Adel* als Lebenshaltung demontiert in den Personen des Grafen und der Gräfin, die durch Bagatellen in einen Wahn geraten. Das Theater ist keineswegs der Mittelpunkt ihres Hofes. Vor der Reise ins Schloß glaubt Wilhelm, daß hochgeborene Menschen einen besseren Überblick über das Leben haben, allgemein in ihren Unternehmungen begünstigt sind und schon früh sich ganz auf das Notwendige, Nützliche und Wahre konzentrieren könnten. Aber schon allein die Ankunft im Schloß ist ein Reifall - nichts ist vorbereitet. Die Adelligen zeigen sich als „hohle Nüsse“ (ein Ausspruch Jarnos).

Es treten andere Einflüsse in Wilhelms Leben. Mit der „Schönen Seele“ wird Wilhelm hingeführt zum „Adel der Gesinnung“ und damit in eine neue Sphäre. Neben dem religiösen Wertebereich macht er Bekanntschaft mit der „ökonomischen“ Gesinnung Lotharios (nützlich, tatkräftig, lebenspraktisch, welterfahren), der sozialen und ebenfalls rastlos tätigen Orientierung Natalies sowie der Ästhetik des Oheims. Bei Laertes lernt er Fechten, bei Philine Tanzen, und durch das öffentliche Auftreten im Theater legt er seine Verlegenheit und Schüchternheit ab. Er verfolgt das seit seiner Jugend erkannte Ziel, „sich selbst, ganz wie ich bin, auszubilden“. Sein Wunsch ist es, „eine öffentliche Person zu sein und in einem weiteren Kreise zu gefallen und zu wirken“. Das ist die Bildung, die Wilhelm eigentlich dem Edelmann zubilligt, während der Bürger darauf beschränkt sei, auf nur *einem* Gebiet brauchbare Fähigkeiten auszubilden und sich um den Rest nicht zu kümmern brauche.

Der Roman ist ferner eine Auseinandersetzung mit den Polen Pflicht und Neigung sowie Äußerlichkeit und Innerlichkeit. Wilhelm folgt zunächst seiner Neigung zum Theater. In der „Schönen Seele“ findet er eine Person, die - nachdem ihre Pflicht zur Pflege des Vaters nach dessen Tode ausgelaufen war - ganz ihrer einmal als richtig erkannten Neigung folgt. Goethe deutet allerdings auf eine noch höhere Lebensstufe: das Ideal einer sittlichen Tätigkeit, verkörpert in der Person und dem Lebenskreis Nataliens. In ihrer Gestalt ist der Widerstreit von Pflicht und Neigung aufgehoben, so daß Schiller sie als die wahre „schöne Seele“ ansah. Nachdem Wilhelms Verlöbniß mit der reinlich-nüchternen, immertätigen Therese, die besser zu Lothario paßt, gelöst worden ist, verbindet Goethe Wilhelm mit Natalie, ungeachtet der damals herrschenden Standesgrenzen. Der Gegensatz von Äußerlichkeit und Innerlichkeit wird überwunden unter dem Aspekt des „tätigen Lebens“. Der Mensch möge eine gänzliche Entfaltung seiner ästhetischen und sittlichen Möglichkeiten gewinnen, im Rahmen einer tatkräftigen Gesellschaft von Freunden und Gleichgesinnten.

Der Bildungsprozeß in „Wilhelm Meister“ ist nicht unbedingt Vorbild, es scheint eher auf den Prozeß der Entwicklung und Wandlung einer durchaus nicht bedeutenden Person anzukommen, nicht auf das Ergebnis und das tatsächlich von Wilhelm erreichte Ziel. Goethe stellt den Helden nicht strahlend und ungebrochen dar. Die Hauptfigur des Romans ist Schüler der Lebenskunst; seine Geschichte ist die vom langsamen Erwerb bewußter Lebensführung, vom Gewinn eines erfüllten Daseins. Was zu diesem Ziele führt, ist die Bildung. Wilhelm ist keineswegs Subjekt, vielmehr oft Objekt außer ihm liegender Kräfte, vornehmlich der Turm-Gesellschaft. Er kann das Rechte und Gute aus eigener Sicherheit nicht finden, doch er ist manchmal bereit, zuzugreifen, wenn es ihm gewiesen wird. Wilhelm geht viele Umwege; „Irren und Ringen ist das Hauptteil des Daseins“ (Goethe).

Das „Irren und Ringen“ erscheint hier, wie so oft bei Goethe, in einem freundlichen Gewand, namentlich in Gestalt der *Ironie*. Man könnte das Ironische in Goethes Roman folgendermaßen umschreiben: Scheinbar fest vorgezeichnete Entwicklungen schlagen unerwartet um und es ergeben sich Widersprüche zwischen Absicht und Folge.

Unmittelbar ironisch ist es, wenn Goethe sich gleichsam über den Kopf seiner Romanfigur hinweg, augenzwinkernd über das Geschilderte verständigt. Dafür gibt es mehrere Beispiele. Wenn Wilhelm in Jugenderinnerungen schwelgt, seine Freundin Marianne aber in seinem Arm eingeschlafen ist, kommentiert Goethe: „Es ist zu wünschen, daß unser Held für seine Lieblingsgeschichte aufmerksamere Zuhörer künftig finden möge“ (1/8). Der Autor ist gebildeter als der Held; er weiß mehr, als der Held über sich selbst.

Ein anderes Beispiel: Wilhelm soll zur Gräfin kommen und sich vorstellen. Er bereitet sich sorgfältig darauf vor, doch ist die Gräfin derart mit Nichtigkeiten beschäftigt, daß unser Held nach einer Stunde des untätigen Wartens in ihrem Zimmer wieder weggeschickt wird. Oder: Im 8. Buch wird geschildert, wie Wilhelm erzieherisch auf sein Kind einzuwirken versucht, doch schon fünf Seiten später werden die Unarten eben dieses Kindes aufgelistet. Und noch ein Beispiel: Wilhelm legt sich eine strenge Rede zurecht, um den ungetreuen Lothario zu beschämen (der Aurelie verließ), doch kommt er gar nicht dazu, seine Strafpredigt zu halten. Stattdessen verwickelt ihn Lothar sogleich in ein Komplott, um ihm Lydie vom Hals zu schaffen.

Mittelbare Ironie ergibt sich erst im Überblick über das gesamte Romangeschehen. Auch dazu wieder einige Beispiel: Wilhelm preist den Adel, unter anderem ihre Unerschütterlichkeit. Durch einen üblen Scherz, in den sich Wilhelm verwickeln läßt, sieht ihn der Graf eines Nachts in seinen eigenen Kleidern. Der einst kräftige Graf wird daraufhin sanft, pietistisch und will sein Vermögen den Herrnhutern vermachen. Auch die Gräfin verfällt seelisch, nachdem ihr Wilhelm bei einem heftigen Kuß ein Medaillon an die Brust drückte (die überraschende Verliebtheit zwischen ihm und der Gräfin reißt für einen Moment die Standesgrenzen ein). An der Druckstelle bildet sich die hübsche Gräfin eine Verhärtung ein. Beide, Graf und Gräfin, erholen sich von ihren harmlosen Schocks nicht mehr.

Eine andere Variante von Ironie ist es, wenn Goethe so tut, als sei er nicht Herr seines Romans. So wird ein Gedicht eingeschoben, „das wir früher mitzuteilen durch den Drang so mancher sonderbarer Ereignisse verhindert wurden“ (V/16). Es lohnt sich darauf hinzuweisen, daß die Vorspielung einer Unzulänglichkeit als Autor ein besonders raffiniertes Stilmittel ist.

Die Ironie relativiert den Gehalt der oftmals tiefsinnigen Reden. Es werde die Vorläufigkeit und Einseitigkeit der jeweiligen Position deutlich, die deshalb auf den aktuellen Augenblick und Handlungszusammenhang bezogen interpretiert werden sollten. So lehnt Wilhelm den trockenen Kaufmannsberuf ab, doch ist es der Verkauf der Kunstsammlung seines Großvaters, der ihm letztlich die materielle Basis für seine soziale Ungebundenheit bietet.

Der Einfluß der Turmgesellschaft ist durchaus nicht so fest, wie es vielleicht den Anschein hat. Schon der erste Turmabgesandte, der Kunstkenner, versucht Wilhelm von seinem Schicksalsglauben abzubringen, doch läßt sich dieser bis zum Romanschluß nicht davon abbringen. Entgegen Wilhelms Schicksalsglauben kann sein Lebensweg als eine Kette von Zufällen bezeichnet werden. Dazu gehören: das zweite Treffen mit Herrn Melina, als der gerade eine Schauspielertruppe aufbauen will; der Überfall durch Räuber, die es eigentlich auf Natalie abgesehen hatten;

das Engagement bei Serlo, dessen Schwester eine frühere Geliebte von Lothario ist, welcher wiederum Natalies Bruder ist, und so weiter bis zum glücklichen Ende. Erst vom Romanende her erscheint das Verwirrspiel als sinnvolle Entwicklung. An der sozialen Integration Wilhelms durch Vaterschaft und Heirat hat der „Turm“ mittels tätiger Lenkung fast keinen Einfluß mehr. Diese geheime Gesellschaft scheint verständnislos gegenüber allem, was nicht in sein nüchternpraktische Bildungsanliegen paßt. Das rechtfertigt Wilhelms Weigerung, sich diesem Kreis uneingeschränkt anzuschließen. Wilhelm wächst über die Geheimgesellschaft hinaus.

Gerald Mackenthun